

Die Rama-Post

– vom kleinen Coco –

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang	Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.)	Nummer 8

Januar 2 Sonntag

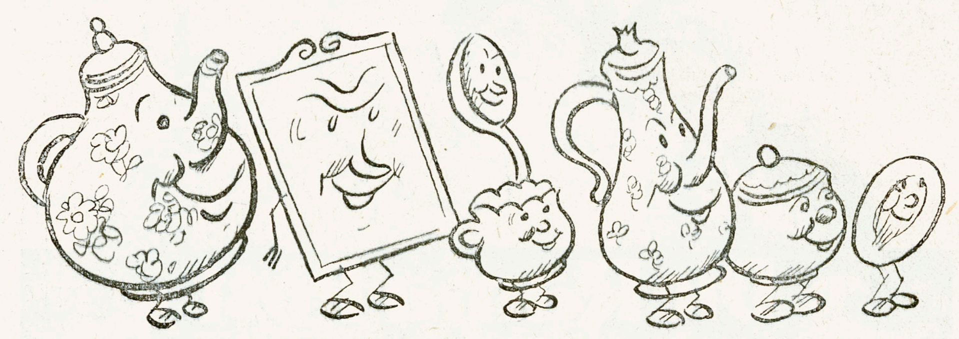
Juni 5 Sonntag

Der Streit der Kalenderzettel.

Aus Großmutters Stübchen.

Von Else Mummelthey

Großmutter war in ihrem Sessel eingeschlafen. Nur ihr leises Atmen war vernehmbar, sonst hörte man nichts in dem Zimmer. Eben hatte die alte Haushälterin, die Kathrein, den Kopf in die Stube



gesteckt. Doch als sie sah, daß Großmutter schlief, ging sie schnell wieder hinaus, um nicht zu stören. Aber draußen sprach sie zu sich selbst: „Laß sie man schlafen, Kathrein, laß sie man schlafen, sie schläft ja sonst so wenig. Ja, ja, das war 'ne andere Zeit, als der Herr Amtsrichter noch lebte; da war sie noch lebendig und rüstig! Aber seit der Herr Amtsrichter, Gott hab ihn selig, heimgegangen ist, wird meine liebe, alte Herrin gar nicht wieder so recht munter."

Und kopfschüttelnd war Kathrein wieder an ihre Arbeit gegangen.

Aber drinnen, in der Stube, wurde es nun lebendig. Großmutter schlief zwar immer noch, doch ihre Umgebung fing an, sich zu unterhalten. Der alte Sorgenstuhl, in dem Großmutter schlief, dehnte und reckte sich, sodaß es in allen seinen Fugen und Nähten krachte. Und dann sagte er: „Großmutter schläft, Kathrein ist bei der Arbeit, also können wir uns etwas erzählen. Wer will?"

Sofort kam's als Antwort: „Ich!"

„Nein ich!"

„Du warst gestern dran, heute komme ich!"

„Ruhig," sagte der Sorgenstuhl, „wenn ihr einen solchen Krach macht, wird gar nicht erzählt!"

Er konnte sich das schon herausnehmen, denn er war das Oberhaupt aller Gegenstände in der Stube, und deshalb gehorchten ihm auch alle anderen. Nun wurde es wieder ganz still im Zimmer. Er fragte nun nochmals: „Na, wer war gestern dran?" „Ich," sagte die schöne Mokkatasse im Schrank, „aber ich habe nur wenig erzählt, und da ich nicht zu Ende . . . . ."

„Quatsch", unterbrach sie der Sessel. „Du hast erzählt, und das genügt. Ob viel oder wenig, das ist einerlei."

Beleidigt schwieg die Tasse.

„Wie ist es denn nun, wer hat denn noch gar nicht erzählt?" fragte der Stuhl weiter.

„Ich!"

„Nein, ich, du hast doch schon!"

„Ihr seid schon alle beide dran gewesen, aber ich noch nie!"

„Geht der Krach schon wieder los! rief der Sorgenstuhl jetzt zornig dazwischen. Er wollte noch weiter sprechen, aber Großmutter war von seinem zornigen Getue aufgewacht und sah sich verwundert um. Sprach da nicht eben jemand? Oder hatte sie sich getäuscht? Ach, es war wohl Kathrein, die in der Küche herumwirtschaftete.

Nun schlief Großmutter nicht wieder ein, sondern sie nahm ein Strickzeug zur Hand, und dann und wann las sie in einem Buche. Aber als es acht Uhr schlug, packte sie alles zusammen und ging in ihr Schlafzimmer.

Einige Minuten herrschte Stille in dem verlassenen Stübchen. Dann sagte ein Bild, das an der Wand hing: „Wollen wir nun erzählen?" Aber der alte Stuhl erwiderte: „Ich habe mich über den Krach sehr aufgeregt. Großmutter ist durch mich aufgewacht, und das wird mir noch lange wehe tun. Wer waren die drei, die den Krach verursachten?" Da kam's leise und beschämt: „Ich," „ich" und „ich!" Es waren der Nähtisch, Großmutters Schemel und die Vase, die auf dem Schreibtische stand.

„So," sagte der Sorgenstuhl, „ihr müßt bestraft werden; heute abend dürft ihr nicht mitreden. Doch nun, ihr anderen: Wer soll erzählen? — Doch halt! Noch eine Frage, die wir jeden Abend besprechen: ist irgendwo

unter euch ein Streit ausgebrochen, der geschlichtet werden muß?"

„Ja," kam's aus der Ecke her, wo der Ofen stand, „wir sind in Streit geraten."

„Wer, wir?" fragte der Sorgenstuhl und bog sich ein wenig vor, weil er sonst nicht in die Ecke sehen konnte.

„Wir, die Kalenderzettel!"

„Wieso konntet ihr denn in Streit kommen? Das ist ja merkwürdig", sagte der Stuhl. „Wer von euch ist denn heute obenauf? Ach so, der 7. August. Na erzähle mal."

„Ja," fing dieser an, „das ist solch kuriose Sache. Einige von uns meinen, sie seien wichtiger als andere Tage."

„Das ist ohne Zweifel der Fall", sagte der Stuhl. Nun kam ein vielfaches „siehst du, siehst du!" aus der Reihe der Kalenderzettel. „Ich meine das natürlich so: z. B. sind die Ostertage doch wichtiger als gewöhnliche Tage", fuhr der Sorgenstuhl fort.

„Ja, ja", antworteten die Zettel.

„Manchmal ist ein Tag zwar nicht wichtiger als andere, aber schöner", belehrte der Sessel seine Umgebung. „Doch wir wollen einmal zu dem Schluß kommen, welcher Tag der wichtigste und schönste im Jahre ist. Wenn nun einer meint, er sei beides, so soll er das sagen. Nachher entscheiden wir darüber. Also los!"

„Nun," sagte der 21. September, „ich bin sicher der wichtigste und auch schön, denn ich bin der Herbstanfang."

„Ach," riefen drei andere, „dann sind wir ebenso wichtig und schön." Es waren Frühlings-, Sommers- und Wintersanfang.

„Also, das gilt schon nicht", entschied der Sessel.

Da rief der Zettel des Erntedankfestes: „Ich glaube, ich bin der wichtigste und schönste Tag!"

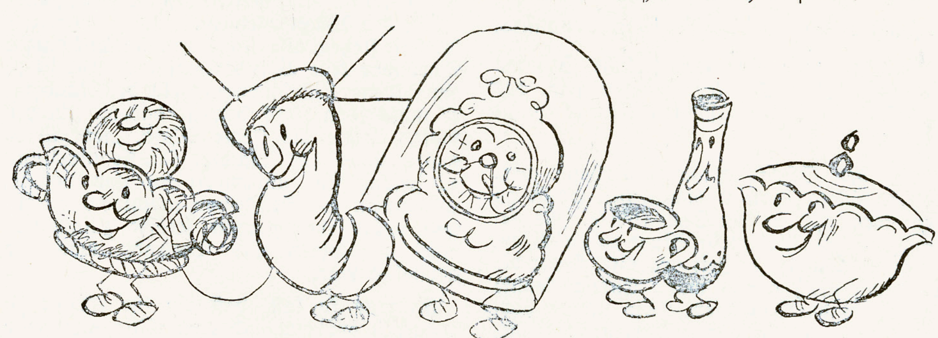
Und nun fing ein richtiger Wettstreit an, denn jeder erhob Anspruch, der wichtigste und schönste Tag zu sein. Alle Festtage taten sich dabei besonders hervor. Der 23. August wollte durchaus deshalb der Wichtigste und Schönste sein, weil Großmütterchen dann Geburtstag hatte. Aber plötzlich sagte der 24. Dezember, der bisher bescheiden geschwiegen hatte, ganz leise: „Hört mal, ich glaube, ich bin der schönste und vielleicht auch der wichtigste Zettel."

„Du?" sagten die anderen und sahen ihn dabei scheel an. „Warum denn gerade du?" Da antwortete er laut und feierlich: „An meinem Tage, in der Nacht, da ward doch das Christkind geboren!"

Einen Augenblick war tiefes Schweigen, bis die kleine Uhr mit hellem, fröhlichem Klange zehn schlug. Dann sagte der Sorgenstuhl: „Du hast recht, dein Tag ist der wichtigste und schönste in jedem Jahre!"

Nun wollten die anderen Kalenderzettel, daß der 24. Dezember sofort nach vorne, als erster auf den Kalenderblock solle. Doch da sagte dieser: „Nein, das geht noch nicht. Denn seht mal, da würde ich ja schon morgen früh von Großmutter abgerissen werden, ohne daß es heiliger Abend war. Ich muß bleiben, wo ich bin. So haben noch alle Menschen die Vorfreude auf mein Erscheinen. Und wenn ich dann komme, können sie sich mit mir am Lichterglanz des Weihnachtsbäumchens der Gaben des Christkindes erfreuen."

Da gaben ihm alle Zettel recht, und er blieb an seinem Platze, verdeckt von allen anderen — außer den letzten sieben.





Die Abenteuer der Biene Maja,
von Waldemar Bonsels.

(Für die „Rama-Post vom kleinen Coco" besonders bearbeitet vom Verfasser.

Neuntes Kapitel.

Majas Flucht und Heimkehr.

Die Verzweiflung der kleinen Biene machte bald einer entschlossenen Besinnung Platz. Es war, als erinnerte sie sich wieder daran, daß sie eine Biene war. Hier sitze ich und weine und klage, dachte sie plötzlich, als ob ich nicht Gedanken und Kräfte hätte. Sterben muß ich doch, da will ich es wenigstens stolz und mutig tun und nichts unversucht lassen, die Meinen zu retten.

Es war, als vergäße sie die lange Zeit der Trennung von den Ihren, und die große Verantwortung, die plötzlich auf ihr ruhte, weil sie den Plan der Hornissen kannte, verlieh ihr große Entschlossenheit und viel Mut.

„Es lebe meine Königin!" rief sie.

„Ruhe da drinnen", scholl es barsch von außen.

Hu, das war eine fürchterliche Stimme Es mußte der Wächter gewesen sein, der die Runde machte. Offenbar war es längst Nacht.

Als der Schritt draußen verhallt war, begann Maja sogleich damit, den Spalt zu erweitern, der in den Saal führte. Es gelang ihr leicht, die mürbe Wand zu zerbeißen, wenn sie auch lange Zeit brauchte, bevor die Oeffnung groß genug war. Endlich konnte sie sich hindurchzwängen. Sie tat es vorsichtig und mit klopfendem Herzen, sie wußte, daß es ihr Leben kosten würde, wenn man sie entdeckte.

Der Saal lag in gedämpftem blauen Licht, das vom Eingang hereinsank. Das Licht ist vom Mond, wußte Maja und schritt vorsichtig dahin, wobei sie sich stets in den tiefen Schatten der Wände hielt. Vom Saal führte ein schmaler hoher Flur zum Ausgang, von dort kam das Himmelslicht der Nacht ... Ach Freiheit, dachte sie.

Der Gang war ganz hell. Leise, Schritt für Schritt, schlich sie voran, das Tor kam immer näher. Wenn ich jetzt auffliege, dachte sie, so bin ich draußen. Ihr Herz schlug in der Brust, als ob es sie zersprengen wollte.

Da sah sie im Schatten des Tores an einer Säule den Wächter lehnen. Wie angewurzelt blieb sie stehen, alle ihre Hoffnung sank dahin. Dort war kein Vorüberkommen. Da schoß ein goldener Lichtblitz vom Helm des Räubers, er mußte den Kopf bewegt haben. „Lieber Gott," dachte die kleine Maja, „jetzt ist es aus". Aber der Wächter sah sie nicht und es gelang ihr, unbemerkt an ihm vorbeizukommen. Sie flog davon, atemlos vor Hast, und nahm ihre ganzen Kräfte zusammen, alles an Willen und Tatkraft, was ihr geblieben war.

Es war so kalt, daß ihr die Flügel zu erstarren drohten, und vom Morgenrot war

nichts zu sehen. Da flog Maja so hoch empor in die Luft, als sie konnte. Es galt für sie nur eines: sie mußte so rasch als möglich den Stock der Ihren finden, ihr Volk, ihre bedrohte Heimat. Sie mußte die Ihren warnen, daß sie sich gegen den Ueberfall rüsten konnten, den die furchtbaren Räuber an diesem Morgen planten. Oh, das Volk der Bienen war wohl befähigt, den Kampf mit den überlegenen Gegnern aufzunehmen, wenn sie sich zur Verteidigung vorbereiteten. Niemals aber, wenn sie überrumpelt und im Erwachen überfallen wurden.

Es war nicht leicht für Maja, sich in der Umgegend zurechtzufinden. Sie hatte sich schon seit langem nicht mehr auf jene Art das Land gemerkt, wie die anderen Bienen es gewohnt waren, die immer von weiten Ausflügen mit ihrer Honigtracht zum Stock zurückfinden mußten.

Aber plötzlich trieb es sie mit heimlichen Mächten unwiderstehlich nach einer bestimmten Richtung hin, sie überließ sich diesem Gefühl und flog so rasch sie konnte geradeaus. Und plötzlich brach sie in helles Jubeln aus, dort schimmerten fern wie graue Kuppeln aus der Dämmerung die Baumkronen der großen Linden des Schloßparks. Nun wußte sie sich zurechtzufinden, und augenblicklich ließ sie sich bis dicht über die Erde nieder. Dann sah sie die bekannten Fluglöcher, die roten, blauen und grünen Tore ihrer Heimat leuchten, dort führte es zu ihrem Volk und zu ihrer Königin. Als sie sich auf dem Flugbrett vor dem Tor niederließ, vertraten ihr die beiden Wächter den Eingang und ergriffen sie sogleich. Maja konnte in ihrer Atemlosigkeit anfangs kein Wort hervorbringen, und die Wache machte Miene, sie zu töten, denn es ist den Bienen bei Todesstrafe verboten, in eine fremde Stadt zu dringen ohne den Willen der Königin.

Da rief Maja das Losungswort ihres Volkes, woran alle Bienen die Ihren erkennen, und die Wächter ließen sie augenblicklich los.

„Laßt mich vor die Königin," stöhnte die kleine Maja, „gleich, rasch, es droht großes Unheil".

„Die Königin darf nicht vor Sonnenaufgang geweckt werden," sagte einer der Wächter.

Da schrie Maja laut und leidenschaftlich:

„So erwacht die Königin vielleicht nie mehr zum Leben! Der Tod folgt mir auf dem Fuß." Und sie fügte so wild und zornig hinzu: „Ihr sollt mich vor die Königin führen!", daß die Wächter ganz erschrocken und tief ergriffen gehorchten.

Nun eilten sie miteinander durch die warmen, vertrauten Gänge und Straßen, die Maja alle wiedererkannte, ihr Herz zitterte vor Wehmut unter den Wohltaten der Heimat. „Ich bin zu Hause", stammelte sie mit blassen Lippen.

Im Empfangssaal der Königin brach sie beinahe zusammen. Einer der Wächter stützte sie, während der andere mit der ungewöhnlichen Botschaft so rasch, als seine Füße ihn trugen, zur Königin eilte.

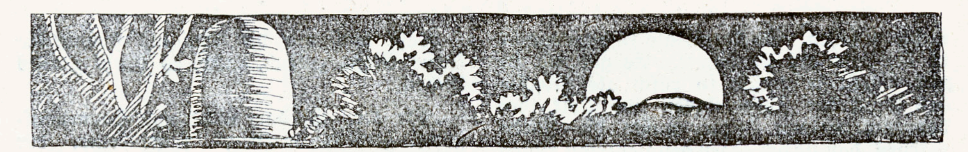
Da traten zwei Offiziere aus den Gemächern der Königin und nahmen ernst und schweigend am Eingang ihre Stellungen ein; nun mußte die Königin gleich erscheinen.

Sie kam ohne ihren Hofstaat, nur in Begleitung zweier Dienerinnen und ihres Leibadjutanten. Als sie Maja sah, trat sie schnell auf sie zu, und da sie den argen Zustand und die große Erregung der kleinen Biene sah, verlor sich der Zug von Ernst und Strenge ein wenig, der in ihrem Gesicht gelegen hatte.

„Du kommst mit einer wichtigen Botschaft?" fragte sie ruhig. „Wer bist du?"

Maja brachte nur mühsam die Worte hervor:

„Die Hornissen!"



Die Königin erbleichte, aber sie blieb gefaßt, und das beruhigte auch Maja ein wenig.

„Großmächtige Königin," rief sie, „vergib mir, daß ich die Pflichten nicht beachtete, die deine Hoheit und Würde erheischen, ich will später alles sagen, was ich getan habe und was ich von Herzen bereue. Ich bin in dieser Nacht wie durch ein Wunder der Gefangenschaft der Hornissen entronnen, und das letzte, was ich von ihnen gehört habe, ist, daß in der Morgendämmerung dieses Tages unser Reich überfallen und ausgeplündert werden soll!"

Das Entsetzen, daß diese Worte der kleinen Maja bei allen Anwesenden hervorrief, läßt sich kaum schildern. Die beiden Dienerinnen, die die Königin begleit ten, brachen in lautes Jammern aus, und die Offiziere am Eingang machten Miene, bleich vor Schreck, davonzufliegen und Alarm zu schlagen. Der Adjutant sagte: „Ja Herrgott . . . .", und drehte sich einmal um sich selbst, weil er sich nach allen Seiten zugleich umsehen wollte.

Es war wirklich ein ganz außerordentlicher Anblick, zu sehen, mit welcher Ruhe und Geisteskraft die Königin die furchtbare Nachricht aufnahm. Sie reckte sich ein wenig empor, und in ihre Haltung kam etwas, was alle einschüchterte und ihnen zugleich ein grenzenloses Vertrauen einflößte. Sie winkte die Offiziere an ihre Seite und sprach laut und gefaßt ein paar rasche Sätze zu ihnen. Maja hörte zum Schluß noch die Worte: „Ich gebe euch eine Minute zur Ausführung meines Befehls, wenn es länger dauert, kostet es euren Kopf." Die beiden Offiziere stürmten davon, daß es eine Freude zu sehen war.

„O meine Königin", sagte die kleine Maja.

Da neigte sich die Königin noch für einen Augenblick zu Maja nieder, noch einmal für kurze Zeit sah die kleine Biene das Angesicht ihrer Fürstin milde und voll Liebe erstrahlen.

„Hab' Dank," sagte sie zu Maja, „du hast uns alle gerettet, was immer vorher geschehen sein mag, du hast es tausendfältig gutgemacht. Aber nun geh und ruh dich aus, mein Herzchen, du siehst elend aus, und deine Hände zittern."

„Ich möchte für dich sterben", stammelte Maja bebend.

Da antwortete die Königin:

„Sei ohne Sorge um uns. Du kannst ruhig schlafen."

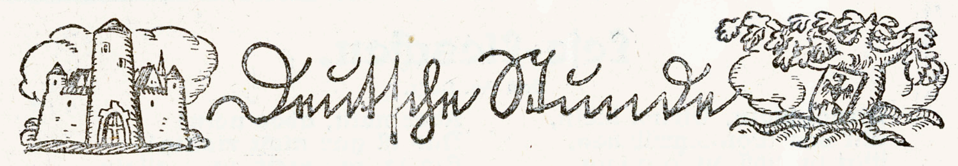
Die kleine Biene ließ sich willenlos und tief im Herzen beglückt davonführen. Ihr war zumut, als habe ihr das Leben nun nichts Schöneres mehr zu geben. Sie hörte wie im Traum noch in der Ferne hohe helle Signalrufe, sah, wie die Würdenträger des Staates sich um die Eingänge der Königsgemächer drängten, und dann vernahm sie ein dumpfes, weithinschallendes Dröhnen, das den ganzen Stock erschütterte.

„Die Soldaten! Unsere Soldaten!" flüsterte neben ihr die Dienerin.

In Majas ersten Traum hinein tönte das alte Soldatenlied der Bienen, und sie hörte, verklingend wie aus weiter Ferne:

Sonne, goldne Sonne du,
Leuchte unserm Treiben.
Segne unsre Königin,
Laß uns einig bleiben.

(Fortsetzung folgt.)



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Wie die Lehnwörter zu uns kamen. (5. Fortsetzung.)

Im Rheingebiet, wo Germanen und Römer dicht beieinanderwohnten, sah eines Tages ein Germane bei seinem römischen Nachbar eine ihm bisher unbekannte Frucht. Er kostete sie. Oh, sie schmeckte gut; und deshalb pflanzte er sie auch an und fragte nach ihrem Namen. Pruma nennen wir sie, sagte der Römer. „Ich habe jetzt pruma", erzählte der Germane stolz seinen germanischen Freunden, die nun auch die neue Frucht unter diesem Namen kennen und anpflanzen lernten. Das lateinische Wort mußte sich aber alle — früher ausführlich beschriebenen — Lautveränderungen gefallen lassen, die die Deutschen an ihren Wörtern vornahmen. So ist aus pruma gar bald pfruma, einige hundert Jahre später pflume und heute schließlich Pflaume geworden.

Auf diese Weise wurden alle Lehnwörter in unsere Sprache aufgenommen. Unsere Vorfahren haben unendlich viel von den in jeder Beziehung weiter fortgeschrittenen Römern gelernt, die auch als Händler und Soldaten weit hinein ins germanische Land kamen. Da die Germanen aber meist zu bequem waren, für das Neue selbst deutsche Namen zu erfinden, so übernahmen sie einfach die bei dem anderen Volke üblichen Ausdrücke, bildeten sie aber wenigstens nach deutschen Sprachgesetzen um, sodaß wir sie heute nicht mehr als Fremdlinge empfinden. (So wird lateinisch crux zu kruzi, heute Kreuz; lateinisch caepulla zu zwivollo, später zwibolle, heute Zwiebel usw.) Später fiel dieses Umformen leider meistens auch noch weg, und daher rühren die vielen Fremdwörter, die unsere Muttersprache verunzieren. Dieser Vorgang, daß wir vom Ausland brauchbare Neuheiten übernehmen, findet auch heute noch fortgesetzt statt; bedauerlich ist aber, daß die fremden Namen beibehalten werden (z. B. Pullover, Breeches, Crepe de chine, Voile, Smoking, beige usw.), obwohl sehr leicht gute deutsche Wörter dafür zu finden wären!

Das Ermitteln der Lehnwörter und ihrer Herkunft ist deshalb so lehrreich, weil wir dadurch feststellen können, von welchem Volk und zu welcher Zeit unsere Vorfahren dies und jenes gelernt haben. So dient die Sprachforschung zugleich der Geschichtsforschung!

Aus der Unmenge von Lehnwörtern will ich für jedes Gebiet nur einige herausgreifen und bei einigen in Klammern das entsprechende Fremdwort hinzufügen. Von den Römern übernahmen die Germanen 1. das Christentum; daher auch die Ausdrücke Münster, Kloster (claustrum), Orgel, Marter (martyrium) Priester, Mönch, opfern, predigen (praedicare) usw., 2. neue Pflanzen und Tiere; daher Feige, Linse, Rettich (radix), Kohl, Lärche (larix), Rose (rosa!), Veilchen (viola; violett-veilchenblau!), Esel (asinus), Maultier, Katze (cattus), Fasan, Pfau (pavo) usw., 3. den verbesserten Haus- und Straßenbau, Haus- und Küchengeräte, Metalle usw. Daher Mauer (murus), Kammer, Keller, Fenster (fenestra), Straße, Platz, Tisch, Spiegel, Pfanne, Trichter, Schürze usw., 4. Handel und Verkehr; daher kaufen (cauponari), Münze, Pfund, Sack, Korb, Kiste (cista) usw., 5. Heil- und Schreibkunst; daher Fieber (febris), Arzt, Tinte (tincta), Brief schreiben (scribere) usw., 6. die schmackhaftere Zubereitung des Essens. Das Sieden, also das ganz einfache Kochen, ist ein deutsches Wort; kochen und Speise aber sind lateinische Lehnwörter! Ebenso verdrängen die lateinischen Wörter butyrum (Butter) und caseus (Käse) die altgermanischen Namen Anke (für Butter) und Ostr (für Käse).

Im 12. und 13. Jahrhundert dringen viele französische Lehnwörter ein und zwar solche für Tanz, Spiel, Jagd und Turnier; denn Frankreich gab damals in allem, was Geselligkeit und gute Sitte betrifft, den Ton an. Flöte, Schalmei, Posaune, As, Daus, Tanz, birschen, Plan, Preis, hurtig, Lanze, Harnisch, Banner, fein, Manier usw. haben französischen Ursprung.

Von den östlichen Nachbarn, den Slawen, haben wir wenig Wörter entlehnt. Das ist ein Zeichen dafür, daß sie in Wissen und Können hinter den Germanen zurückstanden. Daß wir trotzdem manches von ihnen lernten und übernahmen, beweisen die slawischen Lehnwörter: Kürschner und Zobel (der Osten ist reich an Felltieren!), Stieglitz, Zeisig (czizek) Kiebitz, Droschke (russisch: droschky), Kutsche, Peitsche (heute noch meist nur im Osten Deutschlands gebraucht!), Gurke, Quark, Preißelbeere, Säbel, Dolch, Schornstein und einige andere mehr.

Lese-Lieschen.

Von Ad. Holst.

Dirndl klein, Dirndl klein,
Mit den Wonnegrübchen,
Warum sitzst du so allein
Nachmittags im Sonnenschein
Still im Bauernstübchen?
Hast die ganze Welt vergessen
Und sogar das Kuchenessen —
Ei, was soll das heißen?

Aber nein, aber nein!
Das ist gar nicht richtig!
Bin ja gar nicht ganz allein,
Guck doch nur ins Buch hinein!
Spricht das Dirndl wichtig.
Himmel, Erde, Mensch und Tier,
Alles lebt und spricht mit mir
In dem schönen Buche.



Nach einem Gemälde von Emil Rau.



Die alte **Turmuhr im Bruchdorfe** schlug die letzte Mitternachtsstunde. Leise, ganz leise fiel der Schnee und legte sich als weißer Mantel über das schlafende Dorf. Bald aber kam der Ostwind auf, schob die Schneewolken beiseite und gestattete dem Vollmond, seine glänzende Scheibe zu zeigen. Der alte Eckbauer aber, am Ende des Dorfes, wollte sich gerade zur Ruhe begeben. Noch einmal durchschritt er die Viehställe, blies dann die Lampe in der Stube aus und zog sich die dicke Bettdecke über den Kopf.

In seiner alten Strohscheune aber, die hinten am Weiher stand, wurde es lebendig. Langsam, ganz langsam erhob sich der Stein- oder **Hausmarder von** seinem warmen Strohlager, reckte und dehnte seine Glieder, wedelte mit der schwarzen Rute, sah mit den glühenden Augen zum Ausschlupfloche und war auch schon mit ein paar Sätzen auf dem Dache der Scheune. Vorsichtig wandt er sich bis zum Ostgiebel des Daches. Vor den beiden hölzernen Pferdeköpfen hielt er inne.

So hatte er es immer gehalten, seitdem er des harten Winters wegen seine Sommerwohnung in der hohlen Weide am Teiche mit der warmen Strohscheune vertauschen mußte.

Der alte Eckbauer war ein Sonderling, das hatte er schon spitz gekriegt. Bis in die

späte Nacht saß er über der Zeitung, notierte die letzten Handelsnachrichten und leuchtete vor dem Schlafengehen auch noch den Hof ab. So war es denn wohl ratsam, die Ruhe etwas länger auszudehnen, doch heute war alles dunkel im Hause und totenstill auf dem Hofe. Nur der Hund in der Hütte rasselte hin und wieder mit der Kette und vom Dorfe klang der Hornruf des Nachtwächters. Vorsichtig baumte er an der glatten Mauer ab, klatschend fiel der Schnee hinter ihm her.

Schon stand er mitten auf dem Hofe, ließ den Windfang spielen und hoppelte mit krummem Rücken zum nahen Dunghaufen. Hier hatte er jeden Abend seinen Hunger stillen können, denn Fleischreste, Bückingsköpfe lagen hier immer verschüttet. Heute aber hatte ihm der Neuschnee die Tafel zugedeckt. Nun, einen kurzen Besuch zum Scheunenflur, wo die Mäuse zur Nachtzeit ihre Tänze aufführen. Doch auch hier Ebbe. Seitdem er hier öfter vorgesprochen, waren die Langschwänze seltener geworden oder waren ausgewandert. Blieb also nur noch sein letzter Spaziergang zum Weiher. Unter den alten Weidenwurzeln hatte er schon so manche Wasserratte abgefangen. Aber auch heute war hier nichts zu erben. So holzte er denn in langen Sätzen zum Hofe zurück.

Plötzlich reckte er seinen Hals, daß die weiße Brust nur so leuchtete. Weit blähten sich die Nasenlöcher, als sie den frischen Taubengeruch eingesogen, den der Wind herübertrug. Hm, gute Witterung und ein reichlich gedeckter Tisch. Schon war er an dem Ausflug des Taubenschlages; aber eine starke Holzklappe versperrte ihm den Eingang. Doch oben an der Wand ein kleiner Spalt, der Frost hatte ihn vergrößert, Mörtel war herausgefallen. Hier mußte es gehen. Schon war der Kopf hindurch, der biegsame Leib kam nach. Die Tauben aber erschraken über den nächtlichen Besuch, ehe sie aber noch Lärm schlagen konnten, lagen sie erwürgt auf dem Boden, das ist nun einmal so Marderart.

Mit Behagen sog er nun jedem Opfer das süße Blut aus. Hei, wie das wärmte. Nur mußte er aufpassen, daß er sich dabei nicht schläfrig trank. Als der Mond sich anschickte, schlafen zu gehen, machte sich auch der Marder auf den Heimweg.

Der Eckbauer aber stand am Morgen vor dem Taubenschlag, raufte sich vor Wut den Bart und schwur dem Räuber grimmige Rache. Dieser aber lag zusammengerollt in der Scheune und schlief, wie er seit langem nicht geschlafen, ohne zu ahnen, daß seine Fußspur ihn verraten hatte. Am Abend aber setzte der Bauer die Marderfalle auf den Dunghaufen mit der gemordeten Taube als Köder.

Wohl drei Tage mußte der Marder geschlafen haben, da weckten ihn Hunger und Kälte. Wieder hielt er an den Pferdeköpfen Ausschau. Abermals süßer Taubenduft, diesmal vom Dunghaufen. Schon war er davor. War es das erstemal gut gegangen, mußte es auch jetzt gelingen. Ein kurzer Riß — und es war geschehen. Der Eckbauer aber lachte über das ganze Gesicht, als er am Morgen die Falle revidierte.



Rothenburg ob der Tauber bedeutet nichts anderes als Rothenburg über der Tauber gelegen, denn das Flüßchen schlängelt sich unten im Tale, dieweil die Stadt, wohl unsere herrlichste, alte Stadt in ganz Deutschland, oben auf dem Berge ist. Rothenburg war schon im Jahre 942 Stadt, und von 1172—1803 freie Reichsstadt. Freie Reichsstadt — das bedeutete viel, das bedeutete, daß diese Städte unter dem Reich standen, denen also kein Landesfürst etwas zu gebieten hatte. Man findet in dem fränkischen Rothenburg noch fast die ganze alte Stadt erhalten; noch die kleinen heimischen Giebelhäuser, die manches Jahrhundert auf dem Buckel haben, alte plauschende Stadtbrunnen — denn Wasserleitung kannte man ja damals noch nicht; auch die ehrwürdige Stadtmauer ist noch da mit ihren vielen Türmen. Heute aber sind die Stadtmauern überflüssig geworden. Man kann übrigens auf einem sogenannten Wehrgang, der sich hart an die Mauer anschließt, das ganze Rothenburg da oben umwandern, und man hat herrliche Blicke auf die niedlichen engen Gassen, auf die Marktplätze, auf die Gotteshäuser, die man im gotischen Stil erbaut hat. Dagegen stammen die Häuser der Bürgerschaft — auch Bürgerbauten genannt — aus dem Zeitalter der Renaissance, also zu der Zeit, als die Reformation Luthers begann. Immer wieder gibt es andere, hübsche Bilder, dort einen buntverzierten Erker, dort schmiegt sich Efeu die Wände entlang. Hier ist ein altes romantisches Gasthaus mit runden bunten Scheibchen — Butzenscheiben — schweren eichenen Möbeln darinnen. Der Name Rothenburg kommt von einer Burg her, die schon früh hier stand. Es waren die Grafen von Rothenburg, die darauf residierten. Kaiser Barbarossa hielt hier einmal einen glänzenden Hof. Turniere fanden dabei auf dem Schloßhof statt. Kaiser Rotbart war es auch, der



die Stadt als Reichsstadt erkürte. Die Stadtgeschichte erzählt, daß Tilly, der kaiserliche Feldherr, im 30jährigen Kriege Rothenburg von seinen Landsknechten berennen ließ. Aber die Rothenburger wehrten sich tapfer, doch unterlagen sie dem großen Tausendheere Tillys nachher doch. Nun sollte die ganze schöne Stadt vor Wut des Feldherrn verbrannt werden. Ein Ratsherr jedoch wußte rasch Tilly den großen Ratsbecher gefüllt mit Wein zu kredenzen, der Tilly etwas gefügiger machte. Der Rat sollte ganz bestimmt enthauptet werden, doch Tilly besann sich und schlug vor, diesen großen Ratshumpen möge ein Rothenburger Bürger auf einen Schluck austrinken — das tat der Bürgermeister Nusch denn auch — und so war die Stadt vor der Zerstörung der Landsknechte gerettet und zeigt uns noch heute wie ehedem die schönen Bauwerke.

Karl Demmel.



Der Fuchs und der Rabe.

Fabel nach Aesop.

Bild von Professor H. Stockmann.

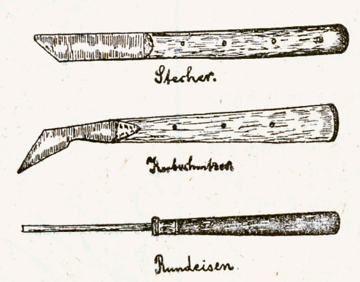
Ein Rabe saß auf einem Baume und hatte ein großes Stück Käse im Schnabel, das er irgendwo gestohlen hatte. Zufällig kam ein Fuchs des Weges. „Ei," dachte er, „ich müßte doch sehr wenig witzig sein, wenn ich dieses Stück Käse nicht bekommen könnte." Er setzte sich also unter den Baum und rief freudig aus: „Was sehe ich für einen vornehmen Vogel dort oben! Welch prächtige Farbe er hat; wahrhaftig, einen schöneren kann es nicht geben! Wenn dieser Vogel auch noch eine süße Singstimme hätte, müßte er unzweifelhaft König der Vögel sein!" Der Rabe war sehr entzückt über diese Schmeichelei. Sogleich wollte er beweisen, daß auch seine Singstimme bewunderungswürdig sei — und stieß ein heiseres Gekrächze aus. — Natürlich fiel dabei der Käse herunter, und der Fuchs, der ihn sofort aufschnappte, sagte lachend: „Sie haben eine Stimme, gewiß, Herr Rabe! Aber wissen Sie, was Sie brauchen könnten? Verstand."

Holzschnittkunst.

Von W. Greiser.

Was wir selbst schaffen und erreichen, das trägt im Leben den köstlichsten Wert. — Heute wollen wir uns anleiten lassen, eine Handfertigkeitskunst zu erproben, bei der wir Prächtiges leisten können, wenn wir uns ein wenig Geschick aneignen und Geduld und Lust zur Arbeit haben.

Die Holzschnittkunst gliedert man am besten in zwei Teile, in die **Kerb-** und in die **Flach**schnittkunst. Beide müssen gesondert voneinander gehandhabt und aufgefaßt



werden, und so wollen wir dies von Anfang an bald tun und zunächst vom Kerbschnitt reden.

Der Kerbschnitt

ist eine Liebhaberkunst, die vor allen Dingen zwei Merkmale in sich umschließt, die ein für allemal Beachtung finden dürfen: 1) sie ist mit kaum merklichen Unkosten verknüpft und zeitigt 2) ungemein viel Praktisches. — Und das ist doch wohl die Hauptsache, nicht wahr? —

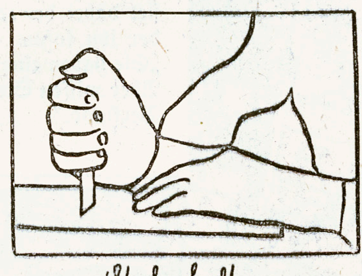
Zum Kerbschnitt benötigt man zunächst zwei haarscharf geschliffene und durch Sorgsamkeit ebenso scharf zu haltende Messer: einen Stecher und ein Kerbschnittmesser. Beide Messer kosten nicht viel. Dann kommt noch ein handlicher Feinschleifstein hinzu, und die „Werkstatt" des Kerbschnitzers ist „fertig". Später kann dies oder jenes vielleicht noch ergänzt werden, aber zunächst genügen die erwähnten Bastelteile; denn eine Schraubzwinge dürfte wohl jeder im Besitze haben, und wenn nicht, so geht es auch ohne sie!

Als **Schnittholz** nimmt man nur Lindenholz. Alle anderen Holzarten schneiden sich zu schwer. Es gibt auch noch eine amerikanische Nußbaumart, das sogenannte Satinholz, das darf auch benutzt werden; aber es ist teurer als unser Lindenholz und auch nicht so vorteilhaft.

Man beginnt zunächst an einem Uebungsbrett, das man auch ganz ruhig zwei oder dreimal anfertigen kann; denn gerade die Sorgsamkeit der Ausführungen der ersten Versuche sichert den späteren Erfolg und damit die Freude am Gelingen. Man drückt also eine Tafel Lindenholz mit fester Stütze auf den Arbeitstisch; oder man benutzt hierzu die vorerwähnte Schraubzwinge, die das Holzblatt unverrückbar fest auf der Tischplatte festhält. Dann versucht man an einem geraden Striche, den man auf das Holz gezogen hat, die allerersten Kerben. Man kann solch ein „Uebungsbrett" auch schon fertig vorgezeichnet und vorgedruckt in den allermeisten Fachgeschäften kaufen, und es empfiehlt sich diese Anschaffung sonderlich für den, der im eigen Zeichnen nicht gewandt oder ungeübt geblieben ist. An einem 2
derartigen Uebungsbrett lernt man schulrichtig am sichersten! Man findet auf ihm verschiedene Borden, die zumeist nach Schwierigkeitsgraden angeordnet sind und übt daran Stück um Stück: Leisten, Winkel, Kanten, Rosetten, kurz alles Muster, die man nachdem im Rahmen der freien Anwendung immer wieder verwerten können wird.

Ehe man kerbt, beachte man folgendes:

1. Die Spitze des Stechers stehe jedesmal so, daß sie genau den Punkt berührt, der nachdem am tiefsten zu liegen kommen soll.

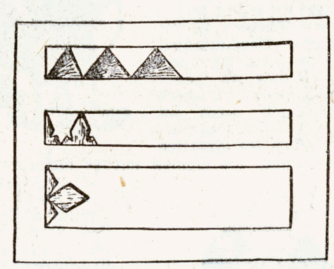


Stecherhaltung.

2. Die Schneide des Messers muß ganz genau auf der Linie verlaufen, die auf dem Holzbrett vorgezeichnet ist.
3. Jeder Schnitt muß **sofort** so tief eingekerbt sein, wie es für seine Bedeutung erforderlich wird; alles Nachstechen macht den Gesamtschnitt unsauber.

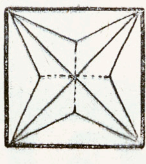
4. Schneide durchweg gleichmäßig fest und tief, das führt von Anfang an zur Gleichmäßigkeit.

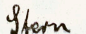
So kerbt man die erste Zackenborde (siehe Bild). Man setzt also den Stecher auf die Zeichnung auf und „sticht" alsdann die Dreiecke ganz gleichmäßig tief auf den

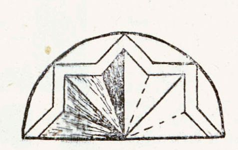


Anleitung zum Übungsbrett.

Linien ein. Dann erst nimmt man das Kerbmesser! Es dient einzig und allein zum Ausheben der Stücke, die aus dem Ganzen gelöst werden sollen. Dabei drückt die rechte Hand, indes die linke führt. Das Messer steht, oder besser gesagt, es liegt schräg und wird so weich und sanft in das Holz gedrückt, daß der Schnitt durchaus geschmeidig erscheinen muß und jedes spätere Nachkerben unnötig wird. Doch soll man am Anfang hierin ja nicht zu ängstlich sein, sondern getrosten Mutes darauf losschneiden; es fällt eben auch hierbei kein Meister vom Himmel. Dennoch achte man aber eben schon vom ersten Kerben an auf recht korrekte Schnitte. Danach schneidet man den Vierstrahlenstern (Bild), schließlich übt man den Fächerschnitt (Bild), und hat man sich auch hieran gewöhnt, dann werden zumeist leicht kaufbare Vorlagen von Stufe zu Stufe vorwärts führen. Dann kann man einen Notizblock kerben oder für die Eltern und Angehörigen ein Wandbrett schneiden oder ein Kalenderbrett und alle die tausend Nützlichkeiten, mit denen man sich und seine Umwelt erfreuen und zu allen erdenklichen Gelegenheiten beschenken kann. Gute Stücke kann man sogar in Geschäfte geben, die die angefertigten Dinge zum Verkauf ausstellen werden, und verkauft man hier und da etwas, so wird einem dadurch nicht nur die Freude am Gelingen erhöht, sondern man erwirbt sich damit auch zugleich ein wenig Geld, das zum Einkaufe weiteren Materials erwünscht sein wird und Mühe und Arbeit somit doppelt belohnt.







Stern in Fächerschnitt.

Briefkasten

Regeln für den Briefkasten. 1. Werde nicht ungehalten, wenn du auf deine Anfrage nicht gleich Antwort bekommst. Der Briefkasten wird mit Anfragen „überlaufen“, und deshalb mußt du Geduld haben. Eine Antwort erfolgt bestimmt! 2. Wenn ein Deckname gewünscht wird, dann trotzdem die genaue Adresse angeben. 3. Für alle Gesuche (Tausch, Briefwechsel usw.) ist die schriftliche Genehmigung der Eltern erforderlich.

Wißbegieriger aus dem Taunus. Die „Löns-Nummer“ hat allen unsern Freunden und Freundinnen gefallen. Also auch du bist ein Verehrer des großen Heidedichters. Es freut uns, daß du seine Lieder und Geschichten so gut kennst. Ueber Nixen werden wir gelegentlich auch etwas in der Rama-Post bringen. Für dein schönes Kärtchen mit dem bösen Nix' vielen Dank.

Indianerfreund Georg Sch., Berlin. Indianer gibt es heute noch etwa 10 Millionen. Das Kriegsbeil haben die Indianer schon längst begraben. In allen Berufen findet man heute Indianer. Sogar in der Regierung haben sie ihren Sitz. In den dichten Urwäldern des Orinoko- und des Amazonenstromgebietes leben noch „echte“ Indianer, unberührt von der heutigen Zeit. Diese Indianerstämme hat man durch Ueberfliegen der Riesenwälder festgestellt.

Sofie Dykstra, Sürth. Brause-Pulver kannst du dir aus 26 Teilen doppeltkohlensaurem Natron, 24 Teilen Weinsäure und 50 Teilen Zucker herstellen. Die Sache ist äußerst einfach. Du bittest deine Mutter um eine Messerspitze Natron, einen Guß Essig, einen Teelöffel Zucker, schüttest alles in ein Glas Wasser, rührst um, und die Brauselimonade „springt“ dir gleich ins Gesicht. Prosit!

Bogenschütze Heinz Bischdorf. Wenn du dir einen „Flitzbogen“ machen willst, so verwendest du am besten astloses Eschen- oder Eibenholz (Taxus). (Aus alten Schirmdrähten, 8—10 Stück, läßt sich aber auch ein sehr stabiler und gut federnder Bogen machen). Als Sehne nimmst du eine 3—4 mm starke, glatte Hanfschnur, die du gut mit Fett oder Oel einreibst. Bogen und Pfeile mußt du vor Nässe schützen und von Zeit zu Zeit mit Oel einreiben.

Karl Teschke, Potsdam. 1. Der Kölner Dom mit seinen 157 m hohen Türmen ist die größte Kirche Deutschlands. Die Grundsteinlegung zum Kölner Dom war im Jahre 1248. Die Franzosen benutzten den halbfertigen Dom im Jahre 1802 als Futtermagazin; erst 1842 wurden die Arbeiten zur Fertigstellung des Domes wieder aufgenommen und im Jahre 1880 war der Dom endlich vollendet. Im Dom hängt die größte Glocke Deutschlands, die „St. Petersglocke“. 2. Siehe Auskunft an „Darmstädter Heiner“.

Segelfliegerin L. Wenn du Segelflieger werden willst, dann wende dich an die Geschäftsstelle des „Fliegerlagers Wasserkuppe“ im Rhöngebirge in der Nähe von Fulda. Material für den Bau von Modellflugzeugen liefert Dipl.-Ing. Willi Göpferich, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 161, II. In der Krim flog der Segelflieger Schulz bei dem russischen Flugwettbewerb fast 12 Stunden. Die „Margarete“, ein Zweisitzer-Eindecker flog sogar Weltrekordzeit und dabei wiegt das Flugzeug mit 2 Personen fast 6½ Zentner.

2

Darmstädter Heiner. Mit ziemlicher Sicherheit können wir dir heute sagen, daß dein Freund „Pole Palm“ bald wieder erscheint. Auf seine lustigen Erfindungen und Abenteuer sind auch wir gespannt. Das wird eine Freude sein, wenn die Kinderschar den geliebten Kapitän wieder hat. Gedulde dich also noch eine Weile.

H. Römer, Frankfurt a. M. Du willst dem Rama-Mädchen an seine Blondzöpfe? Lies die Notiz im Briefkasten Nr. 11 „Bubikopf aus Jonsdorf und Kaiserswerth“, dann ist dir die Gesinnung deiner blonden Freundin klar. Uebrigens ist der Bubikopf schon eine „alte Sache“, denn es wird behauptet, daß schon Aegypterinnen (aus Eitelkeit oder Bequemlichkeit?) den Bubikopf als Haartracht hatten.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein“ erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco“ oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips“.

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco“, Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)